

Soziale Wesen

Gemäß Charles Darwin ist der Mensch ein soziales Wesen. Diese Eigenschaft bringt ihm Vorteile bei der persönlichen Alltagsbewältigung, sie garantiert ferner sowohl die Fortpflanzung und Arterhaltung als auch die notwendige Befriedigung körperlicher und psychischer Bedürfnisse. Das Sozialverhalten ändert sich in Abhängigkeit vom Alter, Geschlecht, den natürlichen Lebensumständen und den politisch-weltanschaulichen Wertvorstellungen der Gemeinschaften. Zeichnet sich eine Gesellschaft durch einen hohen Leistungsdruck, Konkurrenzkampf und strukturelle Gewalt aus, dann erzeugt das bei ihren Mitgliedern tendenziell ein Klima von Gefühlkälte.

Die wichtigste Voraussetzung für die Sozialität des Menschen ist eine fürsorgliche, liebevolle Zuwendung in der frühen Kindheit. Ohne diese nimmt die Psyche des Kindes Schaden mit Folgen für das gesamte weitere Leben. In der Adoleszenz gewinnt die Sexualität als Triebfeder und Steuerungselement des Sozialverhaltens zunehmend an Bedeutung. Mit fortschreitendem Alter wird die Triebhaftigkeit durch Sozialisation und Selbstverwirklichung allmählich kanalisiert und sublimiert um am Lebensende mehr und mehr in den Hintergrund zu treten.

In den verschiedenen Kulturen sind die weit verbreitetsten Formen des Zusammenseins in denen die Menschen ihre Bedürfnisse nach Gemeinschaft und Körperlichkeit befriedigen Ehe, Familie, Partnerschaft, Freundschaft und soziale Gruppen. Bleiben die Bedürfnisse unbefriedigt, dann kann zu einem gewissen Grad ein Ausgleich durch Arbeit, Sport, Hobbys oder Religion erfolgen. Negative Auswüchse von Liebesentzug führen nicht selten zu Fress-, Online-, Sex- und Spielsucht oder in schlimmeren Fällen zu Gewaltexzessen, Drogenmissbrauch und Selbstverstümmelung. Die gesellschaftlichen Schäden dieser Fehlentwicklungen sind gravierend, vor allem dann, wenn Populisten, Fundamentalisten oder Autokraten politisches Kapital daraus schlagen.

Das Soziale und die Frage nach dem Lebenssinn hängen eng zusammen. Bei den von Hunger, Krankheit und Gewalt bedrohten Menschen wird die Sinnfrage von der Todesangst verdrängt. Altruistisch veranlagte Personen stellen oft das Wohl Ihrer Mitmenschen über die eigene Bedürfnisbefriedigung. Bei Mitgliedern freier Gesellschaften, deren Lebensgrundlagen gesichert sind, kann es in Bezug auf die Befriedigung ihrer Bedürfnisse nach Nähe und Körperlichkeit zu einem Hin- und Herschwanken zwischen der Angst vor Bindung (Abneigung, Fremdbestimmung) und der Angst vor

Vereinsamung kommen. Dieses Dilemma schildert Arthur Schopenhauer in seiner nachfolgenden Parabel sehr anschaulich.

Eine Gesellschaft Stachelschweine drängte sich an einem kalten Wintertage recht nah zusammen, um sich durch die gegenseitige Wärme vor dem Erfrieren zu schützen. Bald jedoch stachen sich die Tiere gegenseitig an ihren Stacheln – dadurch rückten sie wieder mehr auseinander. Nach einer Weile näherten sie sich ihrem Bedürfnis nach Wärme folgend erneut an um sich dann wieder von ihren Stacheln auseinander treiben zu lassen. So wurden sie zwischen beiden Leiden hin und her getrieben, bis sie zu einer ausgewogenen Entfernung zueinander fanden, in der sie es am besten aushalten konnten. Diese mittlere Entfernung nannte Schopenhauer „Höflichkeit und feine Sitte“.

Die sogenannten Sitten sind veränderliche Übereinkünfte, auf die sich die Gesellschaften im Laufe ihrer Entwicklung verständigt haben. Diese Regeln, die die Menschen häufig beim Umgang miteinander befolgen, bringen die persönlichen Innenwelten der einzelnen Menschen auf einen gemeinsamen Nenner und ermöglichen so ein konsensuales, solidarisches Miteinander der Individuen einer Gemeinschaft. Wer die Regeln missachtet oder ein ausgeprägtes egozentrisches Verhalten an den Tag legt, egal ob im Großen oder Kleinen, der isoliert sich und lebt dann mehr und mehr ausschließlich in seiner persönlichen Innenwelt.